

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marryat. Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

(Fortsetzung.)

15. Eine folgenschwere Beleidigung.

Erfüllt von dem wiedererrungenen Glück der Liebe kehrte Antony in seine Wohnung zurück, um nachzudenken, wie er sein Lily gegebenes Versprechen, Philipp vor dem Ruin zu bewahren, einlösen sollte. —

Er schämte sich jetzt der wenig ehrenhaften Rolle, die er dem Jugendgefährten gegenüber gespielt hatte, und er war fest entschlossen, daß Aeußerste zu wagen, ihn aus dem Netz zu befreien, in das er sich verstrickt hatte, selbst auf die Gefahr hin, Fosbrookes Pläne zu durchkreuzen. Er fand seinen Freund auf dem Balkon sitzend, eine Cigarre rauchend und die warme Luft einatmend.

„Nun, mein Freund, wo hast Du gesteckt," rief Fosbrooke, seinen Genossen freundlich begrüßend. „Das ist schon der dritte Morgen, daß Du mich so lange warten läßt. Was in aller Welt hat Dich zum Frühaufstehen verleitet?"

„Wahrscheinlich das schöne Wetter," entgegnete der andere, sich eine Cigarette drehend. „Ist es nicht eigentlich eine Schande, den herrlichen Morgen zu verschlafen? — Freilich, wir sind in der letzten Zeit rechte Nachtschwärmer geworden, aber, ehrlich gestanden, Fosbrooke, das Leben, das wir führen, fängt an, mich zu ermüden."

Fosbrooke zog die Augenbrauen in die Höhe. „Holla, was ist das? Bist Du auf einmal so tugendhaft? — Na, ich werde Dir das schnell genug austreiben, indem ich Dich drei Tage hintereinander um acht Uhr ins Bett schicke."

„Meinen Sie, das würde mich kurieren? Nicht im geringsten, es wäre mir sehr lieb. Ich wünschte, Philipp folgte dann meinem Beispiel, — er schlief noch, als ich vorhin bei ihm im Hotel war."

„Das ließ sich denken, — er hat bis fünf Uhr heute morgen mit mir und Braganza gespielt."

Antony biß sich auf die Lippen und sah schweigend vor sich hin.

„Nun, mein Junge," nahm Fosbrooke nach einer Weile das Gespräch wieder auf, „hast Du dagegen etwas einzuwenden?"

Antony fühlte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, offen mit seinem Freunde zu reden und daß er diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen dürfe. „Ja, Fosbrooke," erwiderte er deshalb auf dessen Frage, „ich wünschte, Sie ließen von Lord Culwarren ab. Er hat in den letzten Wochen mehr als genug verloren und ich denke, man sollte ihn jetzt freigeben."



Im Juni. Nach dem Gemälde von E. Henseler. (Mit Text.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Lord Culwarren freigeben? Wo denkst Du hin, Tony? Wir müssen noch mindestens fünftausend Lire mehr haben, bevor er Florenz verläßt."

„Ich will aber nichts damit zu thun haben," rief Antony entschlossen aus. „Nach meiner Meinung sollte es jetzt genug sein, es hieße ja, den Mann gewaltsam zu Grunde richten. Er ist nicht mein Bruder, aber er hat sich mir stets als ein solcher gezeigt, und es thut mir wirklich leid, daß ich es ihm so schlecht vergolten habe."

Fosbrooke stellte die Tasse Kaffee, die er eben an die Lippen führen wollte, wieder auf den Tisch und sah seinen jungen Gefährten mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Bist Du von Sinnen, Tony?" fragte er. „Ich habe in der letzten Zeit wohl eine Veränderung an Dir bemerkt, aber ich dachte nicht, daß es so weit gehen würde. Du willst nichts mehr damit zu thun haben! Hast Du denn vergessen, daß Du dem Grafen Rache geschworen hast für die erbärmliche Art, in der er Dir Lily Osprey abspenstig gemacht?"

„Er hat es nicht gethan," fiel Antony hastig ein, „und wird es niemals thun. Lily ist nicht die Seine, sie ist mit mir verlobt."

„O!" rief Fosbrooke leicht vor sich hinpfeifend, als er den schmalen Diamantreif an Tonys kleinem Finger bemerkte. „Ist das die Ursache Deines frühen Aufstehens? Die schöne Lily hat Dich gesprochen, Dir aufs neue Treue geschworen und dafür verlangt, daß Du tugendhaft wirst. Sag — ist's nicht so!"

Antony schien von den Worten seines Freundes unangenehm berührt zu sein; trotzdem beherrschte er sich und erwiderte in ruhigem Ton: „Es hat keinen Zweck, mich zu verspotten, Fosbrooke, denn ich werde meinen Entschluß doch nicht ändern. Lassen Sie mich offen mit Ihnen reden, denn Sie sind mein Freund und besitzen mein Vertrauen. Ich habe Lily gesehen und ihr versprochen, alles aufzubieten, Philipp von seiner Leidenschaft zum Kartenspiel abzubringen. Aus diesem Grunde verweigere ich von heute an, ihn zu ermutigen, oder zum Spiele zu verleiten."

„Du kannst ja wegbleiben, mein Freund," versetzte Fosbrooke, sich in seinen Stuhl zurücklehnend und eine Rauchwolke vor sich hinblasend, „aber ich rate Dir nicht, den Grafen irgendwie in seinen Handlungen zu beeinflussen."

„Das ist unmöglich, Fosbrooke," erklärte Antony erregt. „Ich habe mein Wort gegeben, Philipp Vorstellungen zu machen und ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen."

„Aber ich verbiete es Dir," rief Fosbrooke zornig. „Auf Deinen Wunsch habe ich den Grafen bei meinen Freunden eingeführt und sie waren genötigt, anfangs zu verlieren, um ihn sicher zu machen.

Meinst Du, ich würde zugeben, daß sie ihr Geld umsonst hingegeben haben, nur weil es Dir einfällt, um eines Weibes willen zum Tugendhelden und Moralisten zu werden? Das schlage Dir aus dem Sinn! Gehe Deinen Liebschaften nach, wie es Dir beliebt, aber den Grafen überlasse mir und meinen Kameraden. Ich verbitte mir jede Einmischung von Deiner Seite."

„Und ich werde thun, was ich für recht erkenne," beharrte Antony. „Sie scheinen zu vergessen, Fosbrooke, daß ich kein Kind mehr bin, das sich von Ihnen oder irgend jemand befehlen läßt. Ich gab mein Wort und will es halten."

„Dann sind wir geschiedene Leute!"

„Das darf nicht geschehen, Fosbrooke! Wenn auch Sie mich verlassen wollen, stehe ich ja ganz allein."

„So versprich mir, die Sache nicht mehr zu erwähnen!"

„Unmöglich! Es reut mich schon genug, daß ich mich an Philipp für ein Unrecht rächen wollte, welches er gar nicht begangen hat. Wenn er nicht auf mich hören will, kann ich es nicht ändern, aber reden werde ich mit ihm."

„Ich rate Dir zum letztenmal, es nicht zu thun, — es würde Dir teuer zu stehen kommen."

„Meinen Sie, daß Sie dann mit mir abbrechen wollen."

„Ja, — gewiß! Mit mir hast Du es dann verdorben."

„Und das nennen Sie Freundschaft?" brauste Antony auf. „Gut, — ich sehe ein, — ich muß zwischen Ihnen und Lily wählen. Sie werden begreifen, mit wem ich es halte."

Er stand auf und griff nach seinem Hut. „Lassen Sie sich warnen!" wandte er sich nochmals an Fosbrooke. „Ich gehe jetzt zu Philipp und werde ihn zu überreden suchen, dem Spieltisch fernzubleiben."

„Und auch ich warne Dich!" gab Fosbrooke grollend zurück; „Du wirst Deinen Entschluß noch bereuen, aber dann wird es zu spät sein."

Ohne eine Antwort zu geben, stürmte Antony davon, seinen bisherigen Freund in verdrießlichster Stimmung zurücklassend. Die plötzliche Widersetzlichkeit des jungen Mannes kam Fosbrooke sehr ungelegen. Er spielte mit systematischer Berechnung und beutete den unerfahrenen Lord gewaltig aus, und diese seltene Goldgrube mochte er nicht um der Laune eines Knaben willen preisgeben. Obgleich er wohl einsah, daß Antony im Recht war, zürnte er ihm doch und war fest entschlossen, ihn seinen Zorn fühlen zu lassen, falls er seine Drohung, Philipp zu warnen, wirklich zur Ausführung bringen würde.

Unterdessen hatte sich Antony nach dem Hotel Pomona begeben, in dessen Nähe er wartete, bis Lord Culwarren das Haus verließ, um irgend eine verabredete Spielpartie aufzusuchen. Ohne Zögern eilte er auf ihn zu. „Philipp, ich habe seit drei Uhr auf Dich gewartet. Wo gehst Du hin?"

„Braganza hat mich eingeladen, mit ihm ins Theater zu gehen. Kommst Du mit, Tony? Zieh Dich schnell um, ich begleite Dich in Deine Wohnung. Wir haben Zeit genug."

„Ich danke, Philipp, aber mein Sinn steht jetzt nicht nach Musik. Ich möchte viel lieber ungestört mit Dir sprechen, denn ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen. Mußt Du zu Braganza?"

„Ja, ich habe ihm versprochen, zu kommen. Ueberdies habe ich noch mit ihm abzurechnen; er hat mich gestern abend gewaltig ausgebeutelt. Weshalb willst Du mich denn sprechen? Wegen Geld?"

„Ja, wegen Deines eigenen."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Ich möchte, daß Du Deinen Verkehr mit Fosbrooke, Braganza und der ganzen übrigen Gesellschaft abbrichst und das Spielen aufgiebst. Du bist ihnen nicht gewachsen, Philipp. Bedenke, wie viel Geld Du in den letzten Tagen verloren hast, wie unglücklich Du Deine Mutter machst, und wie Du sowohl Deinen Ruf wie Dein Vermögen gefährdest. Laß Dir raten und ziehe Dich zurück."

„Und das sagst Du mir?" rief der Lord überrascht aus. „Hast Du mich nicht selbst erst bei diesen Leuten eingeführt?"

„Allerdings, aber ich sehe ein, daß es nicht recht von mir war. Ich befand mich damals in einer verzweifelten Stimmung. Mir waren alle Menschen gleichgültig, und zudem glaubte ich, Du habest ein schweres Unrecht an mir begangen. Ich dachte, Du seiest mit Lily verheiratet, oder doch wenigstens verlobt."

„Und wer behauptet das Gegenteil?" fragte der Graf in schroffem Ton.

„Lily selbst sagte es mir," gestand Antony offen. „Ich habe sie heute vormittag in eurem Hotel aufgesucht und gesprochen."

„Ein Glück, daß meine Mutter euch nicht zusammen fand," erwiderte Philipp mit unterdrücktem Aerger. „Sie hätte sich nicht allzu freundlich gegen Dich gezeigt."

„Niemand weiß das besser, wie ich," entgegnete Antony seufzend. „Aber sie kann es mir am Ende doch nicht verargen, wenn ich mit dem Mädchen sprach, das ich als meine künftige Frau betrachte."

„Das wird sie nie sein," unterbrach ihn der junge Lord heftig, „und je eher Du es Dir aus dem Kopf schlägst, desto besser für Dich."

„Ich sehe die Unmöglichkeit nicht ein, jedenfalls aber hat Lily selbst die Entscheidung zu treffen, und sobald sie majorenn ist, steht es ihr frei, nach eigenem Belieben zu wählen."

„Und Du hast ihr wahrscheinlich ein Versprechen abgezwungen?"

„O nein, sie gab es mir freiwillig. Komm, Philipp, sei mir deshalb nicht böse. Ich stelle es Dir frei, sie mir abzugewinnen, wenn Du kannst. Laß uns ehrlich um sie ringen! Bist Du einverstanden?"

„Ich habe durchaus keine Lust, mich in dieser Angelegenheit mit Dir einzulassen. Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen? Braganza wartet auf mich."

„Versprich mir, heute abend nicht zu spielen, Philipp!"

„Fällt mir gar nicht ein! Ueberdies brauche ich Deine Ratschläge nicht, an deren Uneigennützigkeit ich sehr zweifle, nach dem, was Du mir in betreff Lilys gesagt hast."

„Du wirst es bereuen, Philipp, denn Du bist nur ein Spielball in den Händen dieser Männer."

„Die Deine Freunde sind!" fiel der Lord verächtlich ein. „Wie, wenn ich ihnen Deine Worte wiederholen würde?"

„Thue es, wenn Du willst!" versetzte Antony achselzuckend. „Ich spreche nur für Dein Wohl, Philipp, und bitte Dich nochmals, diese Leute zu meiden."

„Laß mich in Ruhe mit Deinen Ratschlägen," gab der Graf ungeduldig zurück, „ich brauche sie nicht. Wahrscheinlich hat Lily Dich dazu angestiftet, mir das zu sagen, aber sie hat einen schlechten Anwalt gewählt! Adieu!"

Mit kurzem Gruße trennte sich Philipp von seinem ehemaligen Jugendgefährten und verschwand in einem nahegelegenen Restaurant, wo er Braganza zu treffen erwartete. Antony schaute ihm betrübt nach, es that ihm leid, daß ihre Unterredung eine solche Wendung genommen hatte, aber trotzdem war er entschlossen, nicht abzulassen, bis er Philipp die Augen geöffnet haben würde. Er wollte an diesem Abend das Spiel überwachen, und sobald er irgend eine Schurkerei dabei bemerken würde, sie sofort und unnachsichtlich aufdecken. Daß dies nicht ohne Gefahr für ihn war, verhehlte er sich nicht, denn in Italien werden die meisten Streitigkeiten mit dem Stilet ausgetragen, aber er war nicht der Mann, feige zurückzuweichen, wenn die Ehre auf dem Spiele stand.

Zur gewohnten Zeit versammelten sich die Gäste des Palazzo Forrini, einer bekannten Spielhölle, um den grünen Tisch, und auch Antony mischte sich unter sie, von seinem Platze aus beobachtend, wie Lord Culwarren mit Fosbrooke, Braganza und einem Franzosen Namens Degrande, der als notorischer Schwindler galt, eintrat. Alle waren stark angeheitert und setzten sich sofort zum Spiele nieder. Antony hielt sich in ihrer Nähe, mit scharfem Auge die Spielenden überwachend. Dies schien Fosbrooke zu stören, denn er erklärte wiederholt, Antonys Fixieren verdürbe ihm das Spiel; schließlich forderte er den jungen Mann in befehlendem Tone auf, seinen Platz am Tische zu verlassen. Dieser lehnte es ruhig ab, dem anmaßenden Verlangen Folge zu leisten. „Sie müssen entschuldigen, Fosbrooke," sagte er, „daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkomme, aber das ausgezeichnete Spiel des Herrn Degrande interessiert mich lebhaft — ich möchte von ihm lernen."

Fosbrooke erwiderte nichts darauf, sondern begnügte sich, seinen Gefährten zu beobachten, dessen Blick und Haltung Unheil zu künden schienen. Unverwandt schaute Antony, dicht hinter Degrande sitzend, auf die Karte, und endlich kam der Augenblick, auf den er gewartet. Degrande gewann nämlich durch besonderen Glücksfall, der jedoch dadurch hervorgerufen worden, daß der Franzose eine Karte auf Taschenspielerart im Aermel verschwinden ließ. Antony bemerkte diese Manipulation, und mit eisernem Griff den Arm Degrandes festhaltend, rief er: „Die Karte her, Schurke! Sie haben betrogen!"

Die Wirkung dieser Worte war eine augenblickliche. Sämtliche Anwesenden drängten sich herzu, um zu erfahren, ob die schwere Anklage des jungen Engländers begründet sei. Auch Fosbrooke war aufgesprungen; bleich vor Erregung stand er da, als Antony die fehlende Karte aus dem Aermel des Franzosen schüttelte, der wie ein Espenlaub zitterte.

„Habe ich Dich nicht mit Recht vor diesen Leuten gewarnt, Philipp!" rief Antony dem betroffen dreinschauenden Lord zu. „Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du nur ein Spielball in ihren Händen bist, um Dir Dein Geld abzunehmen?"

Fosbrooke war hastig auf ihn zugetreten. „Schweig, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" zischte er.

„Mein Leben! Was liegt mir daran? Philipp, ich beschwöre Dich, nimm Dich in acht!"

„Wovor?" fragte der Graf, der zu viel getrunken hatte, um die Sachlage völlig zu verstehen.

„Vor Diebstahl und Beraubung!"

Ein drohendes Murmeln folgte diesen Worten, aber Antony achtete nicht darauf. „Sie nehmen mir den Ausdruck vielleicht übel, meine Herren," sagte er, „aber ich halte meine Behauptung aufrecht. Ich weiß, daß keiner von Ihnen ehrlich spielen würde, wenn er nicht die Gewißheit hätte, zu gewinnen."

„Oho, die Beleidigung gilt uns allen!“ rief die Gesellschaft wie aus einem Munde.

„Halten Sie das, wie Sie wollen,“ war Antonys ruhige Antwort. „Ich fürchte mich nicht vor Ihren finsteren Blicken und will diesen Herrn um jeden Preis vor weiterem Schaden bewahren.“

„Wahnsinniger Bursche!“ raunte Fosbrooke ihm wutbebend zu. „Weißt Du, wohin Dich Deine Tollheit führen wird? Zum letztenmal — schweige!“

„Ich werde nicht schweigen! War ich auch Ihr Mitschuldiger, — jetzt bin ich es nicht mehr. Philipp, wenn Du noch einen Funken von Verstand und Ehrgefühl hast, so wirst Du sofort diese unehrenhafte Gesellschaft verlassen. Man hat Dich ins Netz gelockt, um Dich zu ruinieren.“

„Elender Bube!“ schrie Fosbrooke, sinnlos vor Zorn. „Du lügst, sage ich Dir, Du — Bastard!“

Bei dieser grausamen Beschimpfung zuckte Antony jäh zusammen, sprang dann aber wie ein verwundeter Löwe auf seinen Beleidiger und versetzte demselben einen so heftigen Schlag ins Gesicht, daß das Blut desjenigen, den er seinen Freund genannt hatte, über seine Hand spritzte. Fosbrooke schwankte unter der Wucht des Streiches, der ihn jedoch sofort vollständig ernüchterte.

„Mir das!“ stieß er tonlos hervor.

„Ja, jedem und Ihnen vor allen!“ rief Antony mit ausbrechender Leidenschaft. „Sie sind der Mann, der mich in den Schmutz hinabgezerrt hat! Mit Ihrem Cynismus und Ihrer elenden Sophisterei haben Sie die Stimme meines Gewissens betäubt, haben Sie versucht, mich glauben zu machen, Selbstachtung sei nur Selbsttäuschung und die Ehre nur ein leeres Wort. Sie führten mich in diese erbärmliche Gesellschaft ein, wohl wissend, daß ich Ihnen in jeder Beziehung vollkommenes Vertrauen schenkte. Nach all dem, was ich jetzt gesehen, Fosbrooke, erkläre ich Sie vor der ganzen Welt für einen Schwindler und Betrüger.“

„Auf solche Worte giebt es nur eine Antwort,“ erwiderte Fosbrooke in eisigem Ton. „Ich denke, Ihr habt mich verstanden?“

„Vollkommen! Mag es denn sein. Ihr Leben oder das meine! Bestimmen Sie den Ort, die Zeit, sowie die Waffen!“

„Ich wähle Säbel, denn ich habe die Absicht, Euch niederzustechen,“ versetzte Fosbrooke zähneknirschend. „Die Zeit, — sofort! Der Platz — das Feld hinter dem Restaurant Giordiani. Meine Herren,“ wandte er sich an den Grafen Vitozzi und an Braganza, „Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie die kleine Angelegenheit möglichst beschleunigen wollten, — ich habe keine Lust, ihr meine Nachtruhe zu opfern. Bis Sie die nötigen Vorbereitungen getroffen haben, werde ich eine Cigarre rauchen.“

Mit scheinbarer Gleichgültigkeit lehnte er sich an einen Pfeiler und begann zu rauchen.

Unterdessen hatte Philipp sich seinem Bruder genähert, der totenbleich, aber ruhig und entschlossen am Fenster stand.

„Antony,“ flüsterte er, „dies darf nicht geschehen.“

„Warum nicht? Du hast doch gehört, wie jener Mann mich beleidigte. Soll ich ihm auch die andere Backe hinhalten? Das liegt nicht in meinem Charakter. Es läßt sich nichts mehr ändern, — die Sache muß ihren Lauf nehmen.“

Der junge Graf schien sehr niedergeschlagen. „Ich kann es nicht zugeben, daß Du Dich für mich opferst,“ sagte er eindringlich. „Der Streit geht eigentlich mich an, und ich muß mich mit Fosbrooke schlagen. Laß mich daher Deinen Platz einnehmen.“

„Nein, das ist unmöglich. Dein Leben ist kostbar, — Du hast eine Mutter und Freunde, während mein Dasein wertlos ist wie ein Sandkorn. Lily allein wird mich vielleicht betrauern, aber sie ist jung, — da vergißt man rasch. Ueberlaß mich also meinem Schicksal.“

„Wenn Du fällst, Antony, bin ich Dein Mörder!“ rief Philipp, einen letzten Versuch machend, seinen Bruder zurückzuhalten. „Ich würde mich als die Ursache Deines Todes betrachten und nie wieder ruhig sein können. O, warum habe ich nicht auf Deinen Rat gehört!“

„Wenn mein Tod Dich vor weiterem Schaden bewahren kann, Philipp, so sterbe ich wenigstens nicht umsonst. Versuche nicht, mich von meinem Vorhaben abzubringen, es wäre nutzlos, denn ich kann mich jetzt nicht mehr in Ehren zurückziehen und Du wirst doch nicht wollen, daß ich diesem Schurken gegenüber als Feigling erscheine.“

Lord Culwarren erwiderte nichts; schwach und unentschlossen, wie er war, ließ er sich leicht überreden. Er drückte Antony stumm die Hand und verließ dann das Zimmer, ohne die Anwesenden auch nur eines Blickes zu würdigen.

Fosbrooke lehnte noch immer am Pfeiler, ein cynisches Lächeln auf den Lippen, während Antony traurigen Herzens in die stille Nacht hinausstarrte, — er fühlte sich so unendlich einsam, als sei er von Gott und allen Menschen verlassen.

18. Der Zweikampf.

Als Lord Culwarren blindlings aus dem Palast Forrini auf die Straße hinausstürmte, hatte er nur den einen Gedanken, Hilfe zu suchen, aber er wußte nicht, wohin er gehen, an wen er sich wenden sollte. Es war bereits Mitternacht; die ruhigen Bürger von Florenz lagen in tiefem Schlaf, nur die Restaurants und Spielhäuser waren noch offen, aber von den Gästen dieser Lokale, das sagte er sich selbst, durfte er keinen Beistand erwarten. Und doch mußte etwas gethan werden, Antony zu retten. Seine frühere Zuneigung zu dem jungen Manne, den er zeitlebens als Bruder betrachtet hatte, erwachte mit erneuter Kraft; er machte sich die bittersten Vorwürfe und zerbrach sich den Kopf, wen er zu Hilfe rufen könne. Plötzlich kam ihm der Gedanke an Miß Paget. Sie war ein kluges Weib, gewohnt, für andere zu denken und zu handeln und war die Ratgeberin der ganzen Familie.

Ohne Zögern eilte er in seine Wohnung, begab sich zu dem Zimmer der Gesellschafterin und klopfte ungestüm an die Thüre. Schon nach wenigen Augenblicken erschien Miß Paget, die einen sehr leisen Schlaf hatte.

„Wer ist da? Was ist geschehen?“ fragte sie.

„Ich bin es, Philipp! Kann ich Sie in einer dringenden Sache sprechen, die Antony betrifft?“

Bei Nennung dieses Namens zuckte es heftig in dem Gesicht der Gesellschafterin. „Was ist's mit Antony?“ forschte sie mit erregter Stimme.

„Er ist in höchster Gefahr. Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll. Es entstand ein Streit zwischen ihm und Fosbrooke und letzterer hat ihn gefordert. Noch in dieser Stunde werden sie sich schlagen, aber wie wird Antony gegen diesen geschickten Fechter standhalten? Raten Sie mir, was soll ich thun, um das Duell zu verhindern.“

„Fosbrooke hat Antony gefordert?“ wiederholte die Gesellschafterin mit zitternder Stimme. „Großer Gott, wie schrecklich! Wo wollen sie sich treffen und wann?“

„Sobald als möglich und zwar auf dem Felde hinter Giordianis Restaurant. Sie sehen, es ist die größte Gefahr, was kann ich für ihn thun? Raten Sie mir!“

„Gehen Sie sofort auf die Polizei, Philipp, und verlangen Sie, daß einer der Offiziere das Duell verhindere. Sagen Sie Ihren Namen und teilen Sie dort mit, daß Antony Ihr Bruder sei. Aus Respekt vor der englischen Behörde werden sie Ihnen zu Diensten stehen. Schnell, verlieren Sie keine Zeit!“

Der junge Lord machte sich eilends auf den Weg, Miß Paget in verzweifelter Stimmung zurücklassend. Was sie soeben vernommen, war furchtbar, unerhört, war so ungeheuerlich, daß es ihr fast die Besinnung raubte. Aber sie fühlte instinktiv, daß sie jetzt, wo es galt, zu handeln, nicht schwach sein durfte. Mit zitternden Händen ordnete sie hastig ihre Toilette und verließ das Haus, zum maßlosen Erstaunen des verschlafenen Portiers, der wohl gewohnt war, junge Männer des Nachts ein- und ausgehen zu sehen, nicht aber eine Dame aus der guten Gesellschaft. Aber Miß Paget kümmerte sich nicht um ihn; sie mußte ja um jeden Preis das Feld zu erreichen, das Duell zu verhindern suchen.

Unterdessen waren Vitozzi und Braganza mit den gewünschten Waffen in den Palast zurückgekehrt, und gleich darauf setzte sich der düstere Zug in Bewegung, nachdem Antony unter den Herren zwei Sekundanten gefunden, die Zeuge des Streites gewesen und bereitwilligst darauf eingingen, dem jungen Engländer beizustehen.

„Haben Sie noch irgend welche Bestimmungen oder Wünsche für mich, Fosbrooke?“ fragte Braganza unterwegs.

„Nein,“ erwiderte dieser mit erzwungener Heiterkeit, „es sei denn eine Tasse schwarzen Kaffees, sobald die Geschichte vorüber ist. Den kann ich nun einmal nie entbehren.“

„Und Sie, Signor Melstrom,“ wandte sich Antonys Begleiter an ihn, „wünschen Sie vielleicht, mir einen Auftrag an Ihre Familie oder Ihre Freunde zu geben?“

„Meine Familie, meine Freunde?“ wiederholte der junge Mann bitter. „Ich habe keine. Hörten Sie nicht, wie jener Mann mich nannte, als was er mich bezeichnete? Nein, meine Herren, ich habe nur eine Bitte an Sie zu richten: lassen Sie mein Grab so namenlos sein, wie ich es selber bin.“

Nach wenigen Minuten war der Ort erreicht, und man traf eilig die nötigen Vorbereitungen.

„Fosbrooke, ist kein Vergleich möglich!“ fragte Vitozzi, als er dem Freunde die Waffen einhändigte. „Der junge Mann ist kein ebenbürtiger Gegner für einen Fechter, wie Ihr seid, und Ihr würdet nur einen unrühmlichen Sieg davontragen. Würdet Ihr Euch zufrieden geben, wenn er Abbitte leistete?“

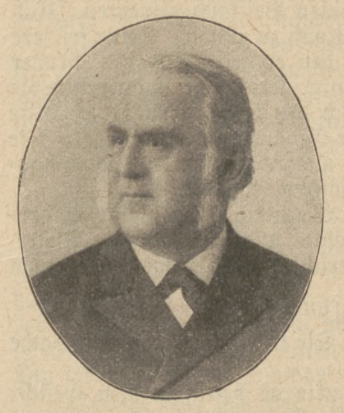
„Gewiß!“ versetzte Fosbrooke rasch, „aber ich glaube nicht, daß er es thun wird. Sie werden sehen. Mr. Melstrom, meine Freunde möchten unseren Streit friedlich beilegen, denn sie glauben, Sie seien meinem Degen nicht gewachsen. Wollen Sie Ihre Worte zurücknehmen und Lord Culwarren überreden, uns wieder aufzusuchen?“

„Nein!“ war die feste Antwort. „Ich will nicht.“

„Ihr Eigensinn kann Ihnen verhängnisvoll werden, Melstrom.

Bedenken Sie, — es geht auf Leben und Tod. Antworten Sie mir — ja oder nein?"

„Sie haben meine Antwort bereits erhalten," entgegnete Antony ruhig. „Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen."



Justizminister v. Breitling,
der neue württemberg. Ministerpräsident.
(Mit Text.)

„Nun — dann nehmen Sie die Folgen auf sich!" rief Fosbrooke, ihm die Waffen hinhaltend.

Mechanisch ergriff der junge Mann einen der Degen, nahm die ihm angewiesene Stellung ein und das Duell begann. Trotz seiner Jugend war Antony Melstrom kein zu verachtender Gegner. Er hatte eine gewisse Uebung im Fechten, besaß große Gewandtheit und Muskelkraft und ein geübtes Auge. Aber sein Herz war diesmal nicht bei der Sache, trotzdem sein Leben auf dem Spiele stand, — er konnte es nicht vergessen, daß der Mann, der ihm jetzt feindlich gegenüberstand, sein bester Freund gewesen, und daß ein wohlgezielter Streich seinem bisherigen Gefährten den Tod bringen konnte. So ließ er jede für ihn günstige Gelegenheit unbenutzt, und es war daher nicht zu verwundern, daß er bald im Nachteil war. Schon nach dem dritten Gang stieß Fosbrooke ihm den Degen in die Seite; schwer getroffen, unfähig, sich aufrecht zu erhalten, stürzte Antony besinnungslos zu Boden. Seine Sekundanten waren sofort neben ihm und untersuchten die Wunde.

„Er ist arg verletzt," sagte der eine. „Ich glaube, er kommt nicht mit dem Leben davon. Wir müssen ihn schleunigst fortbringen."

„Haben Sie einen Wagen?" fragte Vitozzi.

„Ja, er steht vorn an der Straße."

„So muß man ihn hierher rufen. Es wäre gefährlich, den Verwundeten weit zu tragen — er blutet zu stark."

Einer der Herren eilte fort, den Wagen zu holen, und nun trat auch Fosbrooke näher. Mit verstörtem Gesicht schaute er auf die regungslose Gestalt des Gefallenen.

„Ich hatte nicht gedacht, daß es so enden würde," murmelte er. „Fluch meiner Geschicklichkeit, die mich zum Mörder gemacht!"

„Ja, zum Mörder!" erklang eine Stimme neben ihm. Betroffen wandte er sich um und erkannte Miß Paget, die in heftigster Erregung neben Antony niederkniete.

„Großer Gott! Diana! Sie hier!" rief Fosbrooke erschreckt zurückweichend.

„Wo sollte ich denn sonst sein?" gab sie bitter zur Antwort. „Wissen Sie, was Sie gethan haben?"

„Wenn Sie dieses meinen," erwiderte Fosbrooke, auf den Verwundeten deutend, „so ist es nicht meine Schuld. Der arme Bursche hat es sich selber zuzuschreiben; er beleidigte mich in einer Weise, die keinen anderen Ausweg zuließ. Aber ich gäbe viel darum, könnte ich es ungeschehen machen."

„Und Sie hatten kein Mitleid mit dem freundlosen, verlassenen Jüngling? Sprach die Stimme der Natur nicht in Ihnen, um Ihre möderische Hand aufzuhalten? Ihr Herz kannte bisher keine Gewissensbisse, Arthur, aber jetzt sollen Sie sie empfinden. So wahr, als wir einst vor dem Richterstuhle Gottes stehen werden, so wahr ist dieser Knabe, den Sie zu Boden gestreckt, — Ihr eigener Sohn! O Antony!"

(Fortsetzung folgt.)

Frauenliebe.

Novellette von Paul Bliß. (Nachdruck verb.)

Erst um 8 Uhr war das Festmahl beendet. Der Wirt lud uns in den Garten, wo Kaffee, Likör und Cigarren herumgereicht wurden. Dann blieben wir noch ein halbes Stündchen plaudernd beisammen und gegen halb neun Uhr gingen wir voneinander.

Der Gerichtsrat und ich hatten denselben Weg nach Halensee, und da der Abend prachtvoll war, gingen wir die nicht große Strecke.

Als wir am Kurfürstendamm waren, stand der alte Herr still, nahm seinen Hut ab, sah in die blinkende Sonne, holte tief Atem und sagte endlich mit leicht zitternder Stimme:

„Sehen Sie nur, wie schön, wie schön, wie einzig schön dies Bild hier ist — dieser glatte Feuerball da, wie er langsam herabsinkt, wie das alles flimmert und zittert in den köstlichen Farben, ist das nicht wirklich überwältigend schön?"

General v. Schnürlen,
der neue württemberg. Kriegsminister.
(Mit Text.)

Ich nickte nur, denn die Frage und das ganze Benehmen des alten Herrn kam mir etwas überrascht.

„Jeden Tag kann ich das wieder sehen," sprach er mit Begeisterung weiter, „und immer finde ich nur Schönheit daran, ja, es wirkt auf mich geradezu verjüngend, alles Gute in mir wacht auf und Hoffnungen und Wünsche, die längst aufgegeben sind, werden wieder neu belebt."

Schweigend stand ich neben ihm und etwas wie Neid kam über mich; dieser alternde Mann sprach mit jugendlicher Kraft, aus seinen Augen leuchtete das Feuer der Begeisterung, und all die



Die Wohnung des deutschen Kronprinzen während seiner Studienzeit in Bonn. (Mit Text.)
Nach einer photographischen Aufnahme von Theo Schafgans in Bonn.

vielen Jahre voll bitterer Lebenserfahrungen, die des Mannes Haar gebleicht hatten, waren nicht im stande gewesen, die Hoffnungen an den Glauben, an das Gute in der Welt zu ersticken — ich beneidete ihn darum.

„Wie freue ich mich, daß wir zu Fuß gegangen sind," lächelte er, „das thut doppelt wohl, nach einer so langen Sitzung und gerade die heutige — o! o!"

„Also haben Sie sich gelangweilt?" fragte ich ihn.

„Bewahre, bewahre, nicht im geringsten. Der Wirt war ja so zuvorkommend und taktvoll und die ganze Herrichtung so musterhaft, nein, es wäre ungerecht, das verkennen zu wollen, aber geärgert habe ich mich doch, schwer geärgert sogar!

Fragend sah ich ihn an.

„Ja, Sie verstehen mich nicht, junger Freund, das können Sie auch nicht, denn ich bin alt und Sie sind jung, und gerade über die jungen Leute, die mit uns geladen waren, habe ich mich heut geärgert!

„Glauben Sie nur ja nicht, daß ich verbittert bin, oder gar unsere Jugend hasse," fuhr er fort, „im Gegenteil, ich liebe sie, und darum gerade ärgere ich mich über sie; — zum Beispiel, die sechs jungen Leute, die da zusammensaßen, heut abend bei Tisch, ich glaube, sie sind alle Künstler und wohl auch kaum über die fünfundzwanzig hinaus, ist das Jugend? Diese Uebersättigung, diese scheinbare Weltmüdigkeit und diese Abspannung, die mit allem fertig ist, für die es nichts Neues, Eindruckmachendes mehr unter der Sonne giebt — ist das Jugend?

„Und dann diese absprechende Anschauung über die Menschen im allgemeinen und über das weibliche Geschlecht im besonderen, ist das nicht einfach verrückt? Was wissen diese Kerlchen denn von dem Weib überhaupt? Aus den paar galanten Abenteuern, welche sie in ihre Tagebücher eintragen, wollen sie die Erfahrung gemacht haben, daß alles schlecht und alles gemein sei, o, es schmerzt mich tief, immer wieder dasselbe zu finden und ich habe nur den einen Trost: den zuversichtlichen Glauben, daß es so nicht bleiben kann, daß wieder gesunde Menschen kommen müssen, welche die alten Werte wieder zu Ehren bringen werden."

„Die alten Werte?" fragte ich erstaunt.

„Jawohl," antwortete er ernst, „die alten Ideale! Und die Liebe, die wahre, goldechte Liebe! Denn an die glauben sie doch alle nicht mehr, die jungen, klugen Herrn."



Erwischt. Nach dem Gemälde von Fr. Sonderland. (Mit Text.)
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Wieder sah er in die Sonne. In seinen Augen perlten große Thränen und über sein Gesicht huschte ein Zug leiser Wehmut.

Schweigend ging ich neben ihm. „Ich will Ihnen einmal etwas erzählen, junger Mann," begann der alte Herr nach einer Pause wieder, „eine ganz einfache und kleine Geschichte, aber sie wird Ihnen doch nachzudenken geben, denn es ist eine wahre Geschichte und ich selbst bin dadurch ein anderer geworden, ich selbst, der ich sie erlebt habe."

Er schwieg und schien nachzudenken, wie er beginnen wollte. Und endlich sprach er, aber mit einer anderen Stimme als bisher, mit leichter Rührung oft, oft aber auch mit schmerzdurchzitterten Tönen, die sich mir in die Seele drängten und die ich noch heute höre.

„Als ich jung war, o, da war ich ein toller Kerl, ewig verliebt und immer auf der Suche nach neuem Liebesglück. Aber ich hatte kein sonderliches Glück, und wenn ich mal ein Band geschlossen, dann war's nur für kurze Zeit.

Ich war zu unbeholfen und linkisch, war zu viel bei meinen Büchern und zu wenig unter den Menschen gewesen, ich wußte nicht, wie man es anstellte, um die Mädchen zu gewinnen. So kam es, daß ich oft verlacht und noch öfters zum besten gehalten wurde. Den Mädchen galt ich als eine komische Erscheinung, die man als Mann nicht ernst nehmen wollte. All das merkte ich bald, aber es machte meine Liebestollheit nur noch rasender. Zu derselben Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Altersgenossen. Ein lustiger, guter Kerl, sehr begabt, aber entsetzlich faul, dafür aber um so eifriger, wo es galt, ein Liebesabenteuer zu bestehen.

Wir wurden bald eng befreundet. Ich machte ihm seine Arbeiten für das Examen und er lehrte mich, wie man die Herzen der Mädchen gewann. Wir gewannen gegenseitig, so daß wir bald in Amt und Würden waren. Jetzt galt es, Frauen zu finden. Wir hielten tapfer Umschau, konnten aber nichts finden, was uns auf die Dauer fesselte. Ich dachte über die Ehe sehr ernst; nicht nur eine Hausfrau wollte ich, nein, ich suchte ein Wesen, mit dem ich auch in seelischer Gemeinschaft leben konnte. Mein Freund dagegen nahm die Sache ganz leicht; er wollte vor allem eine Empfangsdame für sein Haus, und wenn er im Eheleben dann keine Befriedigung fand, so hatte er außerhalb Zerstreuung im Freundeskreise. Ueber seichte Moral hielt ich ihm oft genug Reden, aber er lachte nur dazu und sagte: „Jedes möge nach seiner Weise selig werden.“ Da eines Tages kam Besuch in das Haus meiner Eltern. Eine Verwandte, Marie hieß sie, war verwaist, war jung, schön, herzlich, lieb und nebenbei auch noch reich.

Am dritten Tage schon wußte ich, daß ich sie liebte. Jeden freien Augenblick brachte ich bei ihr zu. Täglich waren wir zusammen. Ich erschöpfte mich in Aufmerksamkeiten. Jeden Tag brachte ich kleine Geschenke und mit duftenden Blumen umgab ich sie Tag für Tag. Ich war rasend verliebt, wirklich bitter ernst, aber ich sprach nicht zu ihr davon, ich verschob es von einem Tag zum andern, wartete immer auf den geeigneten Augenblick, aber fand ihn nicht. — Da kam mein Freund ins Haus.

Er sah sie und liebte sie, soweit das bei seiner Flatterhaftigkeit möglich war; er aber spielte nicht den schüchternen Liebhaber, sondern ging tapfer auf sein Ziel los.

Nach wenigen Tagen schon merkte ich, daß meine Aussichten hoffnungslos waren, denn die beiden liebten sich.

Nach einigen Wochen schon waren sie Mann und Weib.

Der alte Herr schwieg, holte tief Atem und sprach dann langsam weiter.

„Aber man erträgt alles; die Zeit ist ein gutes Heilmittel, und die Arbeit auch. So fand ich Linderung in meinem Schmerze und wurde wieder ruhig in dem Trost, daß „sie“ ja glücklich geworden ist. Da aber machte ich eines Tags die Entdeckung, daß die Ehe nicht glücklich war. Der Mann lebte nicht für seine Frau. Ich forschte weiter, und fand, daß die beiden einander innerlich fremd waren. Er suchte und fand Trost in einem tollen Genußleben.

Sie aber liebte ihren Mann mit opfermütiger Treue und ertrug alle Bitternisse, welche er ihr bereitete; allerdings wußte sie nicht, daß er keine tieferen Gefühle für sie empfand. — O, was ich damals gelitten habe! Ich liebte sie nur noch mehr jetzt und sann Tag und Nacht, wie ich ihr beistehen könne. Zuerst hatte ich mit dem Freund einen erregten Auftritt. Ich machte ihm die bittersten Vorwürfe, denn er stand vor dem Untergang. Umsonst, er hörte mich nicht an. Und dann, als ich mir nicht anders helfen konnte und als der Zusammenbruch seines Vermögens wirklich da war, ging ich zu der Frau, erzählte ihr alles, was ich wußte, und bot ihr meinen Beistand in der schweren Lage an.

Ruhig und gefaßt hörte sie mich an; als sie aber alles wußte, brach sie weinend zusammen.

Da hielt ich nicht mehr an mich, ich trat zu ihr, richtete sie auf, ich preßte sie an mich und küßte sie voll wilder Leidenschaft, und sagte ihr, daß ich sie noch immer liebe, so heiß, so wahnsinnig wie ehemals, und ich bat sie mit zitternden Worten, daß sie sich von ihrem Mann trennen und mein Weib werden möge; ich wußte nicht, was ich that, aber ich wußte, daß ich nicht anders handeln konnte.

Sie aber stieß mich zurück; hoch aufgerichtet stand sie vor mir und sah mich mit stolzem Blick an. „Ich kenne meine Pflicht!“ rief sie mir zu. Dann wies sie mir die Thür.

Was dann geschah? Das Wunderbare! Sie gab alles hin, ihr letztes hin, um die Ehre ihres Mannes zu retten. Und ihr Mann, beschämt durch ihre schlichte Größe, lernte einsehen, was für einen Juwel er an ihr hatte; er bat sie um Verzeihung für all das Böse, das er ihr zugefügt hatte, und er lernte sie lieben und hochschätzen — und so wurden sie glücklich.“

* * *

Er war zu Ende. Er stand still, sah mich mit unendlich gütigem Blick an, klopfte mir dann auf die Schulter und sagte: Das war die Liebe eines Weibes, junger Mann, lernen Sie daraus: „Echtes Gold wird klar im Feuer“.

Für den Gartenfreund

giebt es im Monat Juni sehr viel zu thun. Im Obstgarten sind an Zwergbäumen die Nebentriebe und überflüssigen Zweige zu entfernen. Andere Triebe sind der Stellung und Bestimmung gemäß zu entspitzen. Bei Trockenheit sind die Bäume zu gießen. Am Weinstocke sind die Zuchtruten und Geize zu kappen und unnütze Triebe zu entfernen. Von Zweigen, die mit Früchten überladen sind, wird ein Teil der Früchte entfernt. Reife Kirschen sind gegen Staren- und Sperlingsfraß zu schützen. Gegen das Ueberhandnehmen von Raupen und Läusen ist energisch einzuschreiten. Veredelt wird auf das treibende Auge. Ferner sind die Bänder an gelungenen Veredelungen zu entfernen, die Edeltriebe an den Stumpf des Wildlings oder an Stäbe anzuheften und zu formierende Bäume, durch Entspitzen zu regulieren. Reben und Obstbäume werden, um das Befallen von Mehltau und anderen Pilzen auf den Blättern zu verhüten, mit Kupferkalkflüssigkeit bespritzt oder mit Kupferschwefelkalkpulver bestäubt. Zu dicht in der Baumschule aufgegangene Saaten sind zu verziehen und bei Trockenheit fleißig zu gießen. Außerdem sind die Baumreihen zu behacken und von Unkraut freizuhalten. Die Erdbeeren sind mit Ausnahme der kräftigen zur Neupflanzung im August bestimmten Ausläufer, abzuranken, die Stöcke zu behacken, zu begießen und mit flüssigem Dung zu versehen.

Im Gemüsegarten sollten bis Ende dieses Monats alle Kohlsorten für den Winterbedarf gepflanzt sein, hiezu werden die leergewordenen Frühkartoffel-, Spinat-, Erbsen-, Salat- und Radieschenbeete benutzt. Die Gemüse sind des Abends zu begüllen und mit Wasser nachzugießen. Man gieße das gleiche Beet nicht alle Tage, aber wenn man gießt, dann gieße man durchdringend. Winterkohl, Salat, Endivien, Frühkohlrabi, Karotten, Kneifelerbsen und Buschbohnen können noch ausgesäet werden. Melonen- und Gurkentriebe sind nach Erfordernis zu schützen, die Ranken auszubreiten oder an Spalier zu heften. Die Beete sind zu behacken. Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und Kohlpflanzen sind zu behäufeln. Niedergefallene Ranken und Bohnen sind naturgemäß anzuheften. Käse zeigender Blumenkohl ist, damit der Käse weiß bleibt, durch Umknicken der Blätter über demselben gegen Braunwerden zu schützen. Bis Ende des Monats ist die Spargelernte zu beenden. Komposthaufen sind mit Jauche zu beschütten und umzusetzen. Zu dicht stehende Wurzelgemüse sind zu verziehen und die Beete öfters zu behacken.

Im Blumengarten stehen jetzt die Rosen in Blüte und sind von Ungeziefer freizuhalten; Ausläufer und Geize sind zu entfernen und verblühte Blumen abzuschneiden. Alle hochwachsenden Pflanzen wie Malven, Gladiolen, Dahlien u. s. w. sind an Pfählen anzubinden. Nelken vermehrt man durch Senker. Im Mai ausgesäete Pflanzen sind zu versetzen. — Auszusäen sind fürs nächste Jahr: Staudenpflanzen, Goldlack und Winterlevkoyen. Kriechende Gewächse wie Verbenen u. s. w. sind zur weiteren Ausbreitung mit Häkchen am Boden zu befestigen. Aufzubewahrende Zwiebeln sind aus der Erde zu nehmen, abtrocknen zu lassen und, wenn gereinigt, in trockenen, luftigen Räumen aufzubewahren.

Die weitere Pflege des Gartens besteht im Gießen, Ausschneiden zu dicht stehender Zweige, Entfernung des Unkrautes, verblühter Blumen und verwelkter oder abgestorbener Blätter. Die Zimmerblumen bedürfen jetzt mit der steigenden Wärme mehr Wasser und sind bei grellem Sonnenschein zu düngen, starkwachsende Topfpflanzen wiederholt zu verpflanzen.

(Fundgrube.)

Vom Brief und seiner Geschichte.

Von D. Colonius.

So alt wie die Schrift selber ist auch ohne Zweifel deren Verwendung zu Botschaften in die Ferne, d. h. zum Briefschreiben; es soll ja schon nach dem Berichte des Ktesias die sagenhafte Königin Semiramis (2000 v. Chr.) einen Brief von ihrem Besieger, dem Inderkönig Stabrobates, empfangen haben. Doch wozu sollen wir die Sage zu Hilfe nehmen, wo wir handgreifliche Beweise für das hohe Alter des Briefes vorliegen haben? In den aufgefundenen Papyrusrollen ist uns eine große Zahl alt-ägyptischer Briefe erhalten. Schon im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung gab es in der ägyptischen Sprache ein eigenes Wort zur Bezeichnung des Begriffes „Briefträger.“ Eigene Depeschenkuriere, deren pünktliche Weiterbeförderung durch aufgestellte Relais gesichert war, sorgten für den Transport der umfangreichen Regierungskorrespondenz. Zahlreiche Abbildungen auf den Baudenkmälern Aegyptens zeigen uns diese Kuriere, wie sie knieend dem Pharao Briefrollen überreichen. In einem Papyrus, der an Alter ein Zeitgenosse des Moses zu sein scheint, findet sich ein Brief von höchstem kulturgeschichtlichem Interesse. Er liefert uns nämlich eine Beschreibung der Stadt des Pharao Ramses, bei deren Erbauung die Hebräer kurze Zeit vor ihrem Auszuge aus Aegypten harte Frohndienste verrichten mußten. Von dieser Stadt schreibt der königliche Schreiber Penbesa an seinen Herrn wie folgt:

„Leben, Gesundheit und Kraft! Dieses sende ich, um meinen Herrn zu erfreuen. Als ich zu Pa (Remessu-Mari-Amen), ankam, fand ich sie in gutem Stande. Es ist eine sehr schöne Stadt, welche unter den Kolonien von Theben nicht ihresgleichen hat. Ihre Ländereien strotzen von köstlichen Dingen und Lebensbedürfnissen aller Art; ihre Teiche sind voller Fische, ihre Gewässer belebt von Seevögeln; ihre Wiesen erglänzen von Grün. Die Pflanze Aden-Roga, süß wie Honig, wächst auf ihren wasserreichen Gefilden. Ihre Tennen sind voll Korn und Gerste, von denen Berge sich bis zum Himmel erheben. Die süßen Trauben von Kakeme, die roten Fische aus den Sümpfen von Rema, Fische aus dem Euphrat, Salz und Natron, kurz alle Reichtümer sind in ihren

Mauern im Ueberfluß. Wer in dieser Stadt wohnt, freut sich, man haßt keinen dort; die Kleinen leben wie die Großen. Wohlan, laßt uns himmlische Feste zu ihrer Ehre feiern! Es kommt zu ihr die Stadt Tuwi mit ihren Papyros, die Stadt Psahor mit ihren Rosenstöcken. Die Meeranwohner bringen ihr als Huldigung Aale und den Fisch Adu. Die Edlen von Aanaxtu sind mit Festkleidern geschmückt, das Haupt mit wohlriechenden Salben gesalbt, in neuen Perrücken, in den Händen tragen sie Blumensträuße, grüne Zweige des Pa-Hathor, Guirlanden des Pa-Hur, am Morgen des Festes zu Ehren Chokaks. Jeder von ihnen ist seinem Nachbar gleich. Süß ist der Meth der Männer von Aanaxtu, ihr Granatwein ist wie Glut, ihr Likör hat den Geschmack von den Früchten Annu, zubereitet mit Honig; das Bier kommt aus Quadi, dem Hafen, die süßen Oele vom Flusse Sagabei. Die süßen Lieblinge des gewaltigen Königs sind an der Pforte des Memphisschen Thores. Ueberall herrscht Freude und verbreitet sich ohne Hindernis in beiden Aegypten."

Wahrlich, diese lebendige Schilderung des Schreibers läßt jene uralte Stadt mit ihren Reichtümern, Ihrem Luxus und ihren Genüssen vor unseren Augen aufsteigen; wir sehen ihre belebten Märkte, ihre Fruchthallen, ihre Fischteiche und Felder; frohes Menschengewühl erfüllt ihre Straßen; es ist uns, als müßte das ehrwürdige Haupt des großen Führers der Israeliten dort auf jenem durch biblische Erinnerungen geweihten Boden auftauchen, wo er im Grimme über die Schmach seines Volkes einen Aegypter erschlug.

Wenn hiernach die Aegypter bereits zu den ältesten Zeiten im Briefschreiben wohlerfahren gewesen sind, so darf es uns nicht wundern, daß die heilige Schrift bei den von ägyptischer Bildung stark beeinflußten Juden schon früh des Briefes Erwähnung thut. Am bekanntesten ist wohl der vom König David (1050 v. Chr.) an seinen Feldobersten Joab gerichtete Uriasbrief. 140 Jahre später schrieb Jezabel Briefe in Ahabs Namen, verschloß sie mit ihrem Siegel und sandte sie an die Aeltesten ab.

Daß auch die Griechen schon in vorhistorischer Zeit Briefe geschrieben, sehen wir aus Homer (1100 v. Chr.), der gelegentlich seine Götter und Helden sich des Schreibens befleißigen läßt. Einen wahren Uriasbrief läßt der Vater der griechischen Dichtkunst den arglistigen Argeierfürsten Proitos dem Bellerophon an seinen Schwager Jobates mitgeben:

„Aber gen Lykien sandt' er ihn hin und traurige Zeichen
Gab er ihm mit: Mordwinke, geritzt auf gefalteten Tafeln,
Daß, wenn er solche dem Schwäher gezeigt, er das Leben verlöre."

Bei den späteren Griechen, sowie bei den Römern gelangte das Briefschreiben, wie uns die noch zahlreich erhaltenen Briefe beweisen, zu hoher Ausbildung. Vornehme Römer hielten sich eigene Briefboten (tabellarii); die Cäsaren aber errichteten zur Beförderung der Staatsdienstkorrespondenz auf dem weit verzweigten Straßennetze ihres Weltreichs den cursus publicus, eine Beförderungsanstalt, deren Großartigkeit uns in Erstaunen zu setzen vermag.

Als in den Stürmen der Völkerwanderung die alte Welt zu Grunde gegangen und eine neue unter schrecklichen Wehen im Werden begriffen war, da mag sicherlich wenig geschrieben worden sein. Aber bereits zur Zeit der Karolinger finden wir den brieflichen Verkehr, den z. B. Alkuin eifrig pflegte, wieder ziemlich rege. — Was die Form der mittelalterlichen Briefe betrifft, so wurde das Pergament in der Regel gefaltet; man drückte indessen das Siegel nicht unmittelbar darauf, sondern zog einen ganz schmalen Pergamentstreifen durch den Brief und das Siegel, so daß derselbe ohne Zerschneidung des Streifens nicht geöffnet werden konnte. Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an wurden die meisten Briefe auf Papier geschrieben und näherten sich immer mehr den modernen Formen. Die Billigkeit des Papiers im Vergleich zu den früher üblichen Schreibstoffen, sowie auch das regere Leben des ausgehenden Mittelalters bewirkten einen ungemeinen Aufschwung des Briefverkehrs. Fürsten, Städte und Universitäten unterhielten bereits im vierzehnten Jahrhundert eigene Botenanstalten, in denen die Keime unseres neuzeitigen Postwesens zu finden sind.

Wohl nicht weniger Wandlungen wie der Stoff, auf den geschrieben wurde, erfuhr im Laufe der Jahrtausende auch der Verschluß der Briefe. In der ältesten Zeit mag man wohl von einer Sicherung des Inhalts geschriebener Botschaften vor unbefugten Augen abgesehen haben, weil des Schreibens und Lesens nur wenige kundig waren. Sehr früh aber schon legte man die Brieftäfelchen so übereinander, daß die Schrift bedeckt war, zog dann Drähte oder Ringe herum, oder umschlang sie kreuzweise mit einer Schnur. Mittels solcher wurden auch die in Rollenform gestalteten, auf Papyrus geschriebenen Briefe verwahrt. Man verstand es im Altertum, die Knoten dieser Verschnürung so künstlich zu schlingen, daß nur die Hand eines Eingeweihten sie zu lösen vermochte. Nicht lange aber genügte der künstlich geschürzte Knoten. schon die Babylonier sollen ihre in Stein geschnittenen Stempel dazu benutzt haben, den Schnur-Enden ein Siegel aus Thonerde aufzudrücken. In Kleinasien war noch zu Ciceros Zeit die Siegelerde, welche in besonderer Güte auf der Insel Lemnos gefunden wurde, zur Besiegelung von Briefen und Urkunden allgemein im Gebrauch. In seiner Rede für den Prätor Flaccus führt Cicero an, daß ein Dokument, welches er aus Asien empfangen habe, um die Unschuld seines Klienten zu beweisen, mit asiatischer Erde gesiegelt gewesen, demnach als echt zu betrachten sei.

Die Griechen benutzten eine Mischung aus Wachs und Thonerde zur Herstellung des Siegelverschlusses; eine ähnliche Masse war bei den Römern in Gebrauch. Während des Mittelalters und bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bediente man sich verschiedenfarbigen Bienenwachses als Briefverschlußmittel. Dann kam das von den Chinesen erfundene, durch die Portugiesen aus Indien nach Europa gebrachte Siegellack in Gebrauch. Anfangs galt dieses für eine kostbare Seltenheit. Urkundlich findet sich das erste Lacksiegel an einem Schreiben aus London vom 3. August 1554 an den Rheingrafen Philipp Franz von Daun. Auch fand bereits im Jahre 1561 das Siegellack nachweislich in Breslau Verwendung.

Neben dem Siegellack kam im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die Oblate in Aufnahme, ohne jedoch das Siegellack verdrängen zu können. Der älteste bekannte Brief mit Oblaten-Verschluß ist ein Schreiben eines Doktor Kropf an die fürstliche Regierung in Bayreuth aus dem Jahre 1624.

Unser Jahrhundert, welches aus dem Inhalt der Briefe die schwülstigen Phrasen und überschwenglichen Titulaturen der Zopfzeit hinwegfegte, strebte auch im Aeußeren nach möglichster Einfachheit. Die Siegelmarke machte zunächst den früheren Verschlußmitteln das Feld streitig, um dann ihrerseits alsbald der Konkurrenz des gummierten Briefumschlages zu weichen. Wer erfand den Briefumschlag? Man weiß es nicht; sicher ist nur, daß noch um die Mitte der dreißiger Jahre jeder Briefschreiber sein Couvert mit der Schere geduldig sich zuschnitt, bis dann endlich das praktische Volk Englands auf den Gedanken kam, durch die fabrikmäßige Herstellung von Briefumschlägen sich eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen. Wie sehr die Couvertfabrikation übrigens dem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam, wird durch den riesigen Aufschwung dieser noch so jungen Industrie dargethan. Bereits im Jahre 1867 wurden in Frankreich täglich $2\frac{1}{2}$ Millionen, in England sogar 3 Millionen Briefcouverts angefertigt; neuerdings sind die Couvertmaschinen von Poirier in Paris derart verbessert worden, daß die Umschläge fertig gefaltet, gummiert und zu gleichmäßigen Päckchen abgezählt die Maschine verlassen. Letztere vermag in einer Stunde 2500 Stück zu liefern.

Haben wir nun den Brief durch seine verschiedenen Wandlungen von der Urzeit bis zum gummierten Briefumschlage verfolgt, so können wir nicht umhin, auch noch der Erfindung der Briefmarke zu gedenken, ohne die wir den modernen Brief uns ebensowenig vorstellen können, wie den preußischen Soldaten ohne Pickelhaube. König Ludwig XIV. erteilte im Jahre 1653 dem Requetenmeister Vélayer die Ermächtigung, in Paris eine Stadtpost einzurichten, durch welche Briefe für 1 Sou an die Einwohner von Paris bestellt werden sollten. Vélayer brachte an den Straßenecken der Stadt Briefkasten an, und in diese waren die Briefe, frankiert durch ein „billet de port payé," hineinzulegen. Offenbar war diese Einrichtung dem Bedürfnisse der Zeit vorausgeeilt, denn sie verschwand bald wieder und wurde erst zwei Jahrhunderte später aufs neue ins Leben gerufen.

Als im Jahre 1840 Rowland Hill das Pennyporto in England eingeführt hatte, und infolgedessen der Briefverkehr einen ungeahnten Aufschwung nahm, wurde die Schwerfälligkeit der Barzahlung und Verrechnung des Portos immer fühlbarer. Dieses brachte den Maler Mulready in London auf den Gedanken, eine Frankomarke auf einen zur Verpackung eines Briefes bestimmten Papierbogen zu entwerfen und dem Postreformator vorzulegen. Rowland Hill ergriff sofort die Idee und brachte sie zur Ausführung. Noch im Jahre 1840 wurden Briefmarken zu 1 Penny und 2 Pence hergestellt: erstere braunrot, letztere blau, beide mit dem Kopfe der Königin Viktoria. Es sind dies wohl die einzigen Freimarken, welche seit ihrem Entstehen keine Wandlung erfahren haben; sie sind noch heute unverändert in Gebrauch; das Gesicht der Königin Viktoria ist — auf den Freimarken wenigstens — nicht gealtert.

In dem folgenden Jahrzehnt bürgerte sich die Freimarke in der ganzen civilisierten Welt ein. Welche Massen dieses bequemen Frankierungsmittels aber gegenwärtig verbraucht werden, das möge man aus der Thatsache ersehen, daß die deutsche Reichs-Postverwaltung (ohne Bayern und Württemberg) jährlich über 1000 Millionen Stück absetzt.

Das Mädchenherz.



in Mädchenherz ist wie ein Blatt
Von lilienweißer Seide,
Wer es mit kecker Hand berührt
Weiht es dem ew'gen Leide.
Und wenn ein Mann ein Mädchen küßt,
Sollt' er es tief empfinden,
Daß mit dem Kusse treu und fest
Die Seelen sich verbinden.
Der Mann zerreißt die Fesseln leicht,
Will er die Freiheit retten,
Das Mädchen spürt bis in den Tod
Den Bruch der Liebesketten.

München. Nina Güthner.



Im Juni. Auf dem allerliebsten Bildchen von E. Henseler „Im Juni" hat das Ewigweibliche allein das Wort. Es stellt ein hübsches Landmädchen dar, das in hellem Sonnenschein eines Frühsommermorgens leise trällernd, mit dem Rechen auf der Schulter, an einem üppig emporgeschossenen, buntblühenden Mohnfelde auf engem Pfade zur Feldarbeit schreitet. Man kann sich ohne weiteres denken, welchen Farbenreichtum der Maler über das Original verstreut hat.

Zum Ministerwechsel in Württemberg. Der neue Ministerpräsident, Justizminister Dr. Wilhelm v. Breitling ist am 4. Jan. 1835 in Gaildorf als Sohn des damaligen Oberamtsrichters Breitling geboren und hat selber die juristische Carriere eingeschlagen. 1896 zum Justizminister ernannt, hat er sich als solcher allgemeines Vertrauen erworben und sich als ausgezeichnete Arbeitskraft und tüchtiger Redner bewährt. — Der neue Kriegsminister, Generalleutnant Albert v. Schnürlen ist am 6. Mai 1843 als Sohn eines Arztes in Tübingen geboren. v. Schnürlen gilt als außerordentlich tüchtiger, in allen Zweigen des militärischen Dienstes wie der Verwaltung gründlich bewanderter Offizier; wegen seines offenen, schlichten und liebenswürdigen Wesens erfreut er sich auch außerhalb der militärischen Kreise großer Beliebtheit.

Die Wohnung des Deutschen Kronprinzen in Bonn. Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen bezog mit Beginn des Sommersemesters die Universität Bonn, wo er sich nach einem sorgfältig entworfenen Plan in erster Linie dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften widmen wird. -Während seiner dortigen Studienzeit bewohnt er die ehemalige Villa König in der Wörthstraße, die Kaiser Wilhelm II. im vorigen Jahre für

450,000 Mark angekauft hat, damit sie in Zukunft allen Prinzen des preußischen Königshauses, die die rheinpreußische Hochschule besuchen werden, als Residenz dienen soll. — Der im Renaissancestil aufgeführte Bau stammt aus dem Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts und gehörte ehemals dem Millionär Fritz König. Von der Rheinfront der Villa genießt man eine herrliche Aussicht auf den Strom und das nahe Siebengebirge. In dem aus dem Achteck konstruierten, vorspringenden Mittelbau dieser Seite befindet sich der Salon, rechts davor das Speise-, links das Arbeitszimmer des Kronprinzen. Der Haupteingang auf der entgegengesetzten Seite führt zuerst in das Vestibül, von dem man links in das Treppenhaus, rechts zu dem Dienerzimmer, dem Ankleideraum und Schlafkabinett gelangt. Hier schließen sich auch das Badezimmer im Turm und der Wintergarten an. Der Oberstock umfaßt zwei Kavalierwohnungen und soll im Laufe des kommenden Winters für den Prinzen Eitel Fritz, den zweiten Sohn des Deutschen Kaisers, eingerichtet werden. Der Garten der Villa enthält Gewächshäuser und einen Lawntennisplatz, der im Winter zur Eisbahn umgewandelt werden kann. Neubauten sind die Stallungen für zehn Pferde, die Remise für sechs Wagen und die Sattelkammer.

Erwischt. Des Thalbauern Liese hat Schulvakanz und dadurch viel freie Zeit, so daß sie, um sich diese zu vertreiben, auf mancherlei Einfälle kommt. So hat sie sich heute mit ihren zwei jüngeren Geschwistern in den nahen Wald begeben, um Beeren zu suchen. Nachdem sie sich gesättigt hatten, verfielen sie auf den Gedanken, umherliegendes dürres Reisig zu sammeln, welches sie der in ihrer Nähe wohnenden Anna-Marie, einer alten Frau, die sich mit Stricken ihren Lebensunterhalt verdient, bringen wollten, denn für sich selber hatten sie es nicht nötig. Wie sie sich nun anschicken, mit ihrer Beute den Heimweg anzutreten, werden sie vom herrschaftlichen Förster erwischt, welcher sie nun nach ihrem Namen fragt, und sie aufschreiben will. Die beiden größeren Kinder fühlen sich keines Unrechtes bewußt und blicken dem Förster beherzt ins Gesicht, nur das kleine Mädchen ist etwas ängstlich. Hoffen wir, daß der gestrenge Herr Förster Gnade vor Recht ergehen läßt, denn die Kinder begingen diesen Waldfrevel mehr aus kindlichem Uebermut, und hatten nebenbei noch die Absicht, einem bedürftigen Menschen einen Dienst zu leisten.

Ein neuer Motor-Panzerwagen für Vorpostendienste.
(Mit Text.)

Der Motor-Panzerwagen im Vorpostendienst ist eine neue, englische Erfindung, deren Zweck sich zum Teil schon aus der Bezeichnung ergiebt. Insbesondere soll dieser neue Wagen auch zur Kontrolle der Eisenbahnlinien in Kriegszeiten dienen.



Schlau. Freundin: „Warum nimmst Du doch immer den häßlichen Hund mit?" — Backfisch: „Ach, das verstehst Du nicht; so hat man doch wenigstens Veranlassung, sich mal umzudrehen, wenn einem ein hübscher Herr nachsieht!"

Also darum! Weshalb hassest Du ihn so?" — „Wir liebten als junge Männer ein und dasselbe Mädchen." — „Ah? Da hat er sie Dir auf hinterlistige Weise abwendig gemacht?" — „Nein, das nicht; er ging auf Reisen und ließ ihr dadurch keine andere Wahl als mich."

Klüger als sein Herr. A.: „Das ist der Schnauzl von meinem Nachbarn, ich sage Ihnen, der ist klüger, als sein Herr!" — B.: „Solch einen Hund hab' ich auch mal gehabt."

Die Chinesen haben für jedes Jahrzehnt ihres Lebens eine besondere Bezeichnung. Die ersten zehn Jahre heißen: „Die erste Strafe". Zwanzig Jahre: „Schluß der Jugend". Dreißig Jahre: „In voller Kraft." Vierzig Jahre: „Tüchtig im Amt". Fünfzig Jahre: „Seiner Irrtümer sich bewußt sein." Sechzig Jahre: „Ende des Kreislaufs". Siebenzig Jahre: „Ein seltener Vogel". Achtzig Jahre: „Von außen rostig". Neunzig Jahre: „Ein Aufschub". Hundert Jahre: „Ende des Lebens". — In China wächst die Ehrfurcht mit dem Alter und es bestehen Gesetze, die denjenigen streng bestrafen, der sich weigert, einen Armen zu unterstützen, wenn er alt ist. Kaiserliche Erlasse ordnen von Zeit zu Zeit an, daß an alle alt gewordenen Leute Geschenke aus dem Kronschatze verteilt werden. Hohes Alter gilt als Entschuldigung bei begangenen Verbrechen und mildert verhängte Strafen. Also wohl dem, der in China alt wird. Stj.

Voltaire und Friedrich der Große. Im Jahre 1765 schlug Voltaire seinem königlichen Freunde allen Ernstes vor, in Cleve eine Kolonie von französischen Philosophen zu errichten, welche dort, ohne Furcht vor den Ministern, den Priestern und den Gerichtshöfen, frei die Wahrheit sagen könnten. Darauf erwiderte ihm der große König im Oktober 1765 folgendes: „Ich bin sicher, daß diese Gemeinde, wenn sie bedeutend wäre, bald irgend einen neuen Aberglauben in die Welt setzen würde. Und davon haben wir leider schon genug. Der alte Fürst von . . ., den Sie gekannt haben, war ungläubig; wenn er aber auf die Jagd ging und drei alten Weibern begegnete, so kehrte er um, denn das war eine schlechte Vorbedeutung. Wenn man ihn aber nach dem Grunde fragte, konnte er ihn nicht angeben. Sie wissen doch, was man von Hobbes (ein englischer Philosoph 1588—1679) erzählt, der bei Tage ungläubig war, und nachts aus Furcht vor Gespenstern nie allein schlief." W.



Das Okulieren der Rosen ist im Sommer vorzunehmen. Die Unterlagen müssen gesund und gut in Saft sein, was man befördern kann, wenn man acht Tage zuvor stark gießt; das Edelreis sei von einem Trieb geschnitten, der geblüht hat, die Augen geschwollen; die aus der Mitte eignen sich am besten. Als Bindematerial dient Raffiabast, Wolle oder Baumwolle. Ein Einkürzen des Zweiges nach dem Veredeln würde Saftstockung verursachen, darf also nicht geschehen. Man wähle zum Okulieren einen trüben Tag, die Abendstunden, allenfalls auch die frühen Morgenstunden. Das Okuliermesser muß sehr scharf sein.

Um Schossen beim Salat zu verhüten, schneidet man mit einem scharfen Messer den Strunk des Salatkopfes über der Erde bis etwa auf die Hälfte ein.

Zwetschgenauflauf. Sechs abgeschälte, altgebackene Mundbrote werden in zerlassene Butter leicht getaucht; diese dann in eine gut bestrichene Form gelegt, daß der Boden damit bedeckt ist, gekocht, dürre Zwetschgen von den Steinen befreit, etwas gewiegt, mit Zucker und Zimmt vermischt und auf die Semmelscheibe fingerdick gestrichen. Die übrigen Semmelschnitten werden ebenfalls in Butter getaucht, auf die Zwetschgen gelegt und die Speise in der Röhre gebacken. Wenn der Auflauf fertig gebacken ist, wird er in eine tiefe Schüssel gestürzt, die heiße Zwetschgenbrühe, welche mit Zucker und nach Belieben mit etwas Obstwein gemischt ist, darüber gegossen und nachdem sie angezogen hat, aufgetragen.

Anstrich von Holzgebäuden und Bretterdächern mit Cement. Der Anstrich mit Cement ist bisher noch verhältnismäßig wenig bekannt, weil man vielfach der Ansicht ist, daß Holz und Cement sich nicht miteinnander verbinden. Wenn der Cementanstrich aber richtig zusammengesetzt und angewendet ist, so wird das Holz nicht nur gegen Witterungseinflüsse, sondern auch gegen Feuersgefahr in hohem Grade geschützt. Das Verfahren ist folgendes: Das zu bestreichende Holz soll nicht glatt gehobelt, sondern am besten gesägt sein. Der Anstrich, von dem man stets nur höchstens so viel bereiten darf, als man in einer halben Stunde zu verbrauchen im stande ist, wird zusammengesetzt aus 1 Teil gutem Cement, 2 Teilen feinem geschlämmten Sand, 1 Teil frisch ausgepreßtem Käsestoff von frischgeronnener Milch und 3/4 Teilen Buttermilch. Während der Anstrich aufgetragen wird, muß das Gemisch beständig gerührt werden, weil sich sonst der Sand absetzt. Man streiche ferner nicht zu fett, aber möglichst gleichmäßig, und wenn der erste Anstrich vollständig trocken ist, läßt man einen zweiten, ebenso vorsichtig gestrichenen, folgen. An gehobelten Hölzern hält der Anstrich nicht so dauerhaft und ist mehr Cement zu nehmen. Als Ueberzug über den Cementanstrich erhalten die Hölzer vorteilhaft einen Anstrich mit grünem Erdfirniß. (Landwirtsch. Dorfztg.)

Logogriph.

Es liegt vor dir mit einem **a**
Als wohlbekannte Fläche da.
Wenn es dafür ein **o** erhält,
Wird's als Begleiter gern erwählt.

Homonym.

Mit Füßen trittst du mich
Und muß doch oft dich heilen.
Aus hartem Stein bin ich,
Auch weich in allen Teilen.

Anagramm.

Um sie zu erreichen,
Mußt Sieger du sein,
Versetze die Zeichen,
Dann liegt es am Rhein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Vexierbild.



Potz Wetter! Schon wieder hat Nachbars Fritz mir die Fenster eingeworfen. — Wo steckt der Lümmel?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silbenrätsels: **Wagen, Eibe, Herbart, Nikodemus, Arnsberg, Christian, Toricelli, Eilbrief, Nordcap.** — „Weihnachten-Pfingsten." — Des Bilderrätsels: Mut hat mehr Hilfsquellen gegen Leid als Verstand. — Des Anagramms: Galan, Glan. — Des Logogriphs: Alten, Alsen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.